Trina Bantje ganz ursprünglich das Gefühl, daß dunkle Gedanken sich in ihrem Rücken ballten. Wie ohne Willen wandte sie sich langsam. Großflächig, mit tiefen Falten von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln, stand über ihr Wilhelms Gesicht. Er trug eine Laterne, aber er legte, wie sie deutlich wahrnahm, nicht mit Hand an. Er leuchtete den Rettern, doch Trina schien es, als fiele der Strahl seiner Laterne auch in Abgründe seiner Seele. Der sonst so Redselige schwieg jetzt, ein drohendes, gewaltiges Schweigen, unter dem sie erschauerte. Sein rotes, gesundes Gesicht war weiß und so nah, daß Trina seinen Atem spürte. Und seine Augen hatten die Schärfe von Dolchen, die sich in ihr Inneres senkten. Das Böse war in diesen Augen über ihr, das Böse, dachte Trina, es wird nun etwas geschehen, der da will nicht, daß Hein lebt!

„Hein!" schluchzte Trina Bantje auf, „halte aus! Ich bleibe bei dir!" Und ihr bebender Mund sprach zärtliche Worte der Liebe in das unsichtbare Gefängnis. Das blonde Haar des Mädchens leuchtete auf wie ein Heiligenschein. Kein Echo drang mehr herauf. Ahnte Hein den stummen Kampf der beiden oder hinderte ihn die zunehmende Erstarrung, zu sprechen?

Da donnerte die Axt des jungen Lüttjehann zuerst dumpf, dann splitternd und brechend gegen die Planken des Schiffs, daß das Gebiet sich löste und durch die Oeffnung, aus dem die eingeschlossene Luft hervorschoß, das Wasser gurgelnd eindrang.

Und so zogen sie den fast Bewußtlosen an den Armen heraus und betteten ihn in Mäntel und Decken. Blau war sein schmales Antlitz wie das Feuer dieser Herbstnacht, das die Dampfer ausgesendet hatten. Trina rieb es, rieb seine verkrampften Hände, seine Brust, während die Fischer dem Geretteten Branntwein einflößten.

„Wo — ist — er?" war sein erstes mühseliges Wort, in dem das Wissen mitschwang um die stumme Zwiesprache Trinas und Wilhelms. Er blickte ihr aus halb geöffneten Lidern auf den Mund, als müsse er da den Sinn der absonderlichen Begegnung erraten. Gleichgültig, wie vordem, floß der Strom dahin.

„Du Tor", sagte Trina leise über seiner noch feucht glänzenden Stirn mit den verklebten Haaren, „Du lieber, lieber Tor" — und da sie nicht weitersprechen konnte, schüttelte sie leidenschaftlich den Kopf, als wollte sie alles vergessen machen, was im Anfang dieser merkwürdigen Nacht sie hinausgetrieben hatte in die Stürme des Zweifels.

Langsam begann das Wasser zu steigen.

Der Stein von Paardeberg

Erzählung von Karl Bröger

Jede Zeit hat ihre Helden. Um die Jahrhundertwende schwärmten wir maßlos für die Buren und kämpften ihre Gefechte gegen die Engländer erbittert nach. Als es für die Buren anfing, schief zu gehen, erwog mein Freund Schlichtings-Paul sogar ernsthaft die Aufstellung eines Hilfskorps. Elf Mann hoch waren wir bereit, nach Kapstadt zu fahren und dem Krieg eine günstige Wendung zu geben. Diesen Plan machte jedoch der Friedensschluß von Pretoria ein Ende, durch den das ahnungslose englische Heer sonach vor einer großen Niederlage bewahrt blieb, wir Elfe aber um Sieg und Ruhm kamen. Wir grollten den Buren, weil sie unser Eingreifen nicht abgewartet hatten, und vergaßen mit der schönen Treulosigkeit der Jugend rasch den Krieg, als davon nichts mehr zu hören war.

Da überfiel uns eines schönen Tages der Schlichtings-Paul mit der Botschaft, in ihrem Hause wäre ein Mann eingezogen, der gerade von den Buren käme. Diesen Mann mußten wir sehen, und für einen Sonntagnachmittag wurde uns der Anblick auch in Aussicht gestellt. Wir forderten von einem Buren mindestens zwei Meter Körperlänge und die entsprechende Schulterbreite, einen schwarzen, im Notfall höchstens dunkelbraunen Bart und dazu Augen, mit denen jeder englische Khakimann auf drei Kilometer erspäht werden konnte.

Das kaum mittelgroße, leicht hinkende Männchen, das nun mit einem Sägebock aus der Remise kam, erfüllte keine dieser bescheidenen Forderungen. Jetzt fischte es gar noch ein Futteral aus dem Hosensack und zog aus dem Futteral eine altväterliche Brille, die umständlich geputzt und dann aufgesetzt wurde. Wir waren maßlos enttäuscht. Nur durch den Namen, den uns der Schlichtings-Paul zum erstenmal preisgab, gewann der Mann der von den Buren kam, einiges Ansehen zurück.

Jan Schatzky — das klang nicht übel für unsere Lausbubenohren, die, unserm Alter entsprechend, bei den meisten weit vom Kopf abstanden. Schatzky hatte einen romantischen, schon beinahe räuberhaften Ton, und von Jan wußten wir bestimmt, daß es ein bei den Buren sehr verbreiteter und beliebter Vorname wäre.

Erheblich gestützt und wieder aufgerichtet wurde unsere Illusion in der Folgezeit, als wir Jan Schatzky nicht mehr in Hemdsärmeln und am Sägebock, sondern in der vollen Kriegsbemalung genießen durften. Auf das Mausergewehr und die uns besonders ins Auge stechenden Patronengurte um Schulter und Hüfte mußten wir zwar verzichten, aber alles andere war da, von den Schaftstiefeln bis hinauf zu einem Hut mit fabelhafter Krempe, wie ihn bei uns nur Maurer und Zimmerleute tragen durften, ohne weiter aufzufallen. In diesem Aufzug kam uns Jan Schatzky auch sofort viel größer und stärker vor als in Hemdsärmeln und am Sägebock. Der Mann war echt und wirklich von den Buren gekommen, was übrigens auch von unseren Vätern und Müttern, Onkels und Tanten auf Anfrage bestätigt wurde.

Denn Jan Schatzky setzte nicht nur die Welt der letzten Volksschulklassen und der ersten Lehrbubenjahre in heftige Wallung. Auch die Erwachsenen nahmen für und gegen den Mann, der von den Buren kam, lebhaft Partei, und die Anhänger Schatzkys waren dabei in einer entschiedenen Mehrheit. Schatzky wahrte in diesem Kampf der Meinungen durchaus keine vornehme Zurückhaltung, sondern griff tatkräftig und wortreich in diesen Kampf ein. Bald gab es im ganzen Viertel kein Wirtshaus mehr, wo die Schaftstiefel und der breitrandige Hut Schatzkys unbekannt waren, und durch eine wahrhaft vorbildliche Standfestigkeit auch gegen die stärksten Schnäpse stieg der Ruf des tapferen Burenkämpfers beträchtlich.

Seinen stärksten Trumpf spielte Jan Schatzky aber mit dem Stein von Paardeberg aus. Das sollte ein roher, ungeschliffener Diamant sein, dessen Größe je nach der Sehschärfe und Phantasie der unterschiedlichen Beschauer zwischen einer Daumenkuppe und einem Kinderkopf schwankte. Wie er zu diesem Stein gekommen war, bildete der Inhalt einer riesig spannenden und abwechslungsreichen Geschichte, die Jan Schatzky aber niemals vor dem zehnten, von ihm genossenen, von anderen Gästen bezahlten Schnaps vortrug.

Bei Paardeberg wurde der Burengeneral Cronje von weit überlegenen Kräften der Engländer eingeschlossen und belagert. Die Gegend um Paardeberg schilderte Schatzky als sehr felsig und bei einer Streife in diesem Gebiet hätte er eine bis zu dieser Stunde noch von keinem Menschen betretene Schlucht und in dieser Schlucht den überaus seltenen und wertvollen Stein gefunden. Nicht weniger abenteuerlich als der Fund waren die weiteren Schicksale dieses Steines und seines glücklichen Besitzers. Bei der Uebergabe Cronjes hatte Jan Schatzky alle Mühe, seinen kostbaren Fund vor den Engländern zu verstecken. Ueber das Versteck, das der schlaue Jan Schatzky schließlich ausknobelte, gab es zwei Lesarten. Die eine behauptete, Schatzky hätte den Diamanten im Mund versteckt, die andere Lesart wollte wissen, dieses Versteck wäre im genauen Gegenteil des Mundes gewesen.

Leider mengte sich nach einiger Zeit eine Macht in das Märchen des Steins von Paardeberg, eine Macht, die an keine Märchen glaubt, weil sie sonst überflüssig wäre. Der Polizei wurde die Geschichte verdächtig, weshalb sie den Mann, der von den Buren kam, mitsamt seinem Stein schärfer ins Auge faßte.

Der Stein von Paardeberg stellte sich als völlig harmloses, leider auch als völlig wertloses Quarzstück heraus, Jan Schatzky als ein durchaus nicht harmloser Schwindler.

Einige Tage nach dieser Klärung lief der Schlichtings-Paul mit eingebundenem Kopf und verschwollener Nase herum, und unser schöner Bund der Elf löste sich zugleich mit unserer Begeisterung in Wohlgefallen auf.

Und der Stein von Paardeberg? Es hieß, die Polizei hätte ihn beschlagnahmt. Das scheint aber nicht sehr glaubhaft, denn heute nach fast vierzig Jahren läuft er immer noch unter den Leuten um, jungen wie alten, der zauberische Stein von Paardeberg. Oder gibt es etwa keinen phantasievollen Schwindel mehr?

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 57 | 23. Juli 1938 | 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1
9)

Roman von Wolfgang Marken

Der Geheimrat hatte veranlaßt, daß Luigi Corinne Gold hinüber ins Hotel zu den Domspatzen fuhr.

Er sah jetzt, wie sie draußen in den Wagen stieg. Jede ihrer Bewegungen beobachtete er.

Dann seufzte er tief auf. Das war bitter! Ein so schönes und sicher auch wertvolles Geschöpf ... war unrettbar dem Tode geweiht. Schwindsucht! Welch bitteres Wort.

Aller Reichtum hatte hier nicht helfen können, unbarmherzig forderte der Tod seinen Zoll, und er mußte gezahlt werden.

Wahrlich, er hätte ihr gern geholfen. Weil sie so tapfer war und dem Tode so mutig ins Auge sah, weil sie nur erfüllt war von dem heiligen Willen, Richard Rogaller, dem Verlobten, zu helfen.

Draußen zog das Auto an.

Der Geheimrat aber ging, um sein Frühstück zusammen mit den Buben einzunehmen. Und unter ihrem lebhaften, lustigen Geplauder wurde er langsam alle schweren Gedanken los.

Ein weicher Zug lag auf seinem Gesicht, als sich die drei Buben von ihm verabschiedeten, nachdem sie versprochen hatten, recht oft gemeinsam zu kommen.

Er winkte ihnen nach, bis sie im Walde verschwunden waren. Dann suchte er seine Frau auf, die zusammen mit Frau Anna auf der kleinen Terrasse saß.

Und wieder beglückte ihn die Schönheit der Schwiegertochter, wieder war ihm zumute, als müsse er den Atem anhalten, wenn er diese einzigartige Frau betrachtete.

Das schöne, gleichmäßige Gesicht mit den starken Augen, aus denen alles sprach, was ein Weib liebenswert machen kann: Liebe, Güte, Mütterlichkeit!

Er blieb stehen und lauschte ihrer Stimme, dieser wundervollen Altstimme, die etwas so Wohltuendes an sich hatte. Ein Kranz brauner Flechten legte sich um ihr Haupt. Die Sonnenstrahlen ließen die Haarpracht auffunkeln, daß es dem alten Manne schien, als trage sie eine Krone wie eine Königin.

Langsam trat er zu den beiden Frauen.

„Du hast Besuch gehabt, Robert?" fragte Frau Felicitas.

„Ja. Die Braut Richard Rogallers war bei mir. Und sie ... hat mich gebeten, die Operation durchzuführen!"

„Und Sie haben ... zugesagt, Vater?" warf Frau Anna ein.

„Ja!"

Ein dankbarer Blick Annas traf ihn.

„Aber ... es ist ... schwer zu sagen, ob ich ihn retten kann! Sehr, sehr schwer. Aber ich konnte es nicht abschlagen. Er ist ... damals in dem Lazarett von einem Splitter der Fliegerbombe getroffen worden ... die uns ... auch Richard nahm!"

„Im Lazarett von ... Aniche ... ist Richard Rogaller gewesen. Und Richard ..."

„Hat ihn unter seinen Kranken gehabt. Richard wollte ihn den Verschütteten, gesundpflegen. Ja, Anna, das Schicksal liebt seltsame Wege. Ich hab' an Richard gedacht. Und da konnte ich's nicht abschlagen. Er kommt morgen in unser Haus. Ich bitte euch, nehmt euch ein wenig seiner an."

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich werde Doktor Eck telefonieren, daß er zu mir kommt, und Schwester Antonie ...!"

„Lassen Sie mich Schwester sein, Vater!"

„Nein, Anna, das Bild ... sollen Sie nicht sehen. Ich will es nicht. Schwester Antonie ist Operationsschwester."

„Ich war es auch einst, Vater!"

„Ja, Anna, ich weiß es. Und wahrlich, Sie waren eine gute und tüchtige Helferin für jeden Arzt, aber ... ich will nicht, daß Sie dabei sind. Alle ... Wunden würden aufreißen ... ich will nicht, daß Sie all das Bittere noch einmal miterleben!"

Schwer ging sein Atem, als er das gesprochen hatte.

Dann nickte er Anna und Frau Felicitas zu und verließ die Terrasse. Er meldete ein Gespräch mit München an.

* * *

Der Domkantor ahnt nicht, welch schwere seelische Aufregungen über seine Domspatzen gehen, daß sie sich mit dem

wichtigsten Mysterium des Lebens beschäftigen und versuchen, eine Einstellung zu ihm zu bekommen.

Er hat eben den Amerikanern Gesellschaft geleistet und sucht jetzt müde sein Zimmer auf.

Er findet Jenzi am Schreibtisch eingeschlafen. Beim Rechnungseintragen ist ihr die Feder entglitten, und der Schlaf hat die nimmermüde Schafferin überrascht.

Stephan Inniger lächelt gütig, als er in das Antlitz der Schlafenden schaut.

Unter seinem Blick wacht sie auf.

„Ich bin eingeschlafen!“ sagt sie verlegen und streicht das Haar zurück.

„Ja. Marsch ins Bett, Jenzi! Es ist spät geworden. Ich habe mich mit den Rogallers lange unterhalten. Die Frau ist ja so glücklich, daß der Geheimrat die Operation übernimmt.“

„Von dem jungen Rogaller?“

„Ja. Es soll aber eine sehr schwere und gefährliche Operation werden, bei der es auf Leben und Tod geht! Hoffentlich hilft Gott, Jenzi!“

Gedankenvoll nickte das Mädchen.

„Es ist alles so seltsam hier, Stephan. Fühlst du es nicht auch? Wollten wir hier nicht in diesem Idyll einmal Ferien machen, uns ganz der beschwingten Freude überlassen? Das wollten wir doch? Aber das Schicksal geht mit. Denke doch daran, daß sich Anna wieder zu dem Großvater gefunden hat! Kannst du verstehen, wie tieferschüttert der alte Mann war? Ein Enkel lebt! Und jetzt ... bringt uns das Schicksal die Amerikaner ins Haus. Den jungen Rogaller mit dem furchtbaren Kriegsleiden, der Heilung sucht. Und seine Braut Corinne Gold, die vielleicht noch kranker ist als ... ihr Verlobter.“

„Leider ist es so. Corinne Golds Tage sind gezählt. Aber sie weiß es und ist gefaßt und heiter. Sie trägt's mit einem Lächeln. Frau Rogaller hat es mir gesagt. Aber das Mädchen war nicht immer so. Es gab eine Zeit, wo sie von einem Vergnügen, von einem Genuß zum anderen getaumelt ist ... in der sie die Kräfte erschöpfte ... und jetzt bringt das Schicksal die Rechnung. Und sie muß gezahlt werden.“

Er seufzte auf und nahm an dem kleinen Harmonium Platz. Ein paar Töne klangen auf, weich und lieblich.

„Ich weiß nicht, Jenzi, aber ... seit Frau Anna drüben wohnt, ist mir zumute, als fehle mir etwas, als sei es um mich einsam geworden.“

„Du fühlst es, weil du sie liebst!“

„Ja, Jenzi. Wahrlich, das ist es. Ich ersehne den Augenblick herbei, da ich sie bitten darf, meine Frau zu werden ... und mir bangt doch vor dem Tage, daß er mir ... alle Hoffnung nehmen kann.“

„Sie schätzt dich, Stephan!“

„Ob sie mich lieben kann, darauf kommt es an! Sie hat den Gatten nicht vergessen und fühlt sich verpflichtet, ihm über den Tod hinaus die Treue zu halten. Sie vergißt, daß sie mit den Lebenden leben muß. Sie vergißt, daß der Bertl einen Vater braucht! Es wird nicht leicht werden, sie zu gewinnen.“

„Es hat eine Zeit gegeben, da du ...“

„Erinnere mich nicht daran, Jenzi. Ich bitte dich. Jene Zeit ist vorbei, jene Zeit, in der ich mich zu verlieren drohte. War's eine Glückszeit? Nein, nein, alles andere als das. Mir flogen damals die Frauen zu. Ich weiß es, aber wie es kam, was es ausmachte, ich hab's nie ergründen können.“

„Bruder, warum versteckst du dich vor der Wahrheit? Du weißt ja genau, was es gewesen ist, und ... seitdem schweigt deine Stimme. Ja, Stephan, deine Stimme war's, die sie zwang, die sie einfing.“

Und im Innern fuhr sie fort und sprach zu sich selber.

„Es gibt vielleicht noch gewaltigere, schönere Stimmen auf der Welt, aber wenn du gesungen hast, dann war dein ganzes Herz, dein Wesen, dein Fühlen und Empfinden, war deine Schönheit und Kraft ... alles, was dich liebenswert macht, war in deiner Stimme. Und die Frauen, die vielen unerlösten, die nach der großen Beglückung der Liebe eines wahrhaften Mannes suchten, die fühlten sofort den reinen Toren, der Kind und Mann zugleich war, und darum kamen sie zu dir, als Bittende, als Fordernde ... und du mußtest sie enttäuschen, denn keine glich dem Bilde deiner Sehnsucht. Bis du Elisa von Autenaar nahmst und zu deiner Frau machtest. Vielleicht hat dich damals Mitleid veranlaßt, aber du hast sie lieb gehabt, weil du dankbar erkanntest, daß Liebe immer Liebe verdient.“

Sie begriff die Angst des Bruders. Sie kannte sich selbst in Frau Anna nicht aus. Bei aller Wärme und Herzlichkeit lag doch eine große Zurückhaltung über ihr, und keiner konnte in ihr Herz, hinter ihre weiße Stirn sehen.

Hatte sie den toten Gatten so über alles geliebt, daß jedes Gefühl für einen Mann in ihr erstorben war?

Nein, nein, das konnte nicht sein! Sie war jung, voll drängender Kraft. Man spürte es, wenn sie schritt. Sie war erfüllt von treibendem, drängendem Leben, das sah man an den starken Augen.

Vielleicht hat sie die Liebe eines Mannes noch nie voll erfahren? Vielleicht führte sie damals ein anderes Gefühl, sei es das Gefühl des Mitleids, der Güte, der Mütterlichkeit mit Richard von Kahr zusammen.

Vielleicht ahnte sie von dem großen Wunder der Liebe zwischen Mann und Frau noch nichts. Vielleicht war alles in ihr noch unerschlossen, und die jungfräuliche Seele träumte der Erfüllung entgegen.

3.

Als Richard Rogaller am nächsten Morgen, begleitet von Corinne, seiner Braut, und Mrs. Rogaller, seiner Mutter, das Haus des Geheimrats betrat, zuckte Robert von Kahr unwillkürlich zusammen.

Alle Erinnerung wurde lebendig in ihm, und er mußte an seinen jüngsten Sohn denken. Genau so schmal und jungenhaft, mit trotzigen Zügen war Richard oft einhergegangen, und genau so erschien ihm der junge Amerikaner in seiner Art.

Deutlich sah Kahr die schwere Narbe rechts an der Seite des Kopfes, wo einst der Granatsplitter eingedrungen war. Er spürte in dieser Stunde, welch große Verantwortung er auf sich lud, wenn er die Operation durchführte.

Aber er wollte sie durchführen. Er fühlte sich jetzt als Arzt geradezu gedrängt dazu. Er empfand es als seine Pflicht, den jungen Menschen zu erlösen.

Was die Wissenschaft und seine immer noch ruhige, sichere, behutsame Hand schaffen konnte, das würde getan. Gelang alles, dann war es gut. War es aber nach den ewigen Gesetzen nicht möglich, den Kranken dem Leben zu erhalten, und nahm ihn der Tod in seine Arme, dann bedeutete auch das eine Erlösung, denn das Leben, das Richard Rogaller jetzt seit Jahren führte, das konnte man eigentlich nicht mehr Leben nennen. Es war eine Kette von Qualen für ihn und alle, die um ihn waren und ihn liebten.

Der Geheimrat ging ihnen entgegen und streckte Richard Rogaller die Hand hin.

„Seien Sie willkommen in meinem Hause, Herr Rogaller!“ sagte er einfach. „Wenn Sie es wünschen, will ich die Operation durchführen, aber es ist meine Pflicht als Arzt, Ihnen gleich jetzt zu sagen, daß es bei dieser Operation um Tod und Leben geht. Sie sollen mir jetzt sagen, ob Sie damit einverstanden sind, daß ich ... versuche, Sie zu einem gesunden Menschen zu machen.“

Richard Rogaller starrte ihn einen Augenblick an, als habe er keines seiner Worte verstanden. In seinen Zügen begann es zu arbeiten. Deutlich sah man ihm an, wie er sich quälte und schließlich hervorwürgte: „Oh ... ich ... bin einverstanden, Herr Doktor.“

Der Geheimrat horchte auf. Es war staunenswert, wie akzentlos Richard Rogaller die deutsche Sprache beherrschte.

Dann begrüßte der Arzt Corinne Gold und Mrs. Rogaller.

Man saß dann auf der Terrasse mit Frau Felicitas noch eine kurze Zeit zusammen und unterhielt sich, ohne daß Richard Rogaller zu dieser Unterhaltung etwas beisteuerte.

Schließlich erhoben sich die beiden Frauen. Mutter und Braut küßten den zurückbleibenden Richard und verließen dann das Haus des Geheimrats.

Erst als sie wieder im Auto saßen, kamen ihnen die erlösenden Tränen.

Der Geheimrat nahm kurze Zeit darauf seinen Patienten mit in den Garten, wo er auf Frau Anna stieß, die mit Bertl und seinen beiden Freunden zusammen war und am Springbrunnen mit ihnen spielte.

Der Geheimrat starrte sie an, als er sie jetzt sah. Nichts lag mehr von dem schweren Ernst auf ihren Zügen. Nein, jetzt sah sie aus wie ein lachendes, glückliches Mädchen.

Doch als ihr der Geheimrat Richard Rogaller vorstellte, und als ihn Frau Anna ansah, da erstarb mit einem Male jäh alle Freude in ihren Zügen, und ihr Gesicht wurde tiefernst.

Richard Rogaller starrte Frau Anna an. Es sah aus, als überlege er scharf, als suche er einen Faden der Erinnerung, als erschien sie ihm irgendwie bekannt.

Frau Anna drückte Richard Rogaller die Hand und sagte herzlich: „Herr Rogaller, ich wünsche Ihnen, daß Sie in diesem Hause gesund werden.“

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Richard Rogaller, dessen Atem schwer ging, ihr antwortete.

„Ich ... ich danke Ihnen, Frau von Kahr“, sagte er langsam, und deutlich sah man ihm an, wie schwer jedes Wort fiel.

„Was fehlt dem Onkel, Muttl?“ erklang plötzlich Bertls helle Stimme.

Und diesmal reagierte der Kranke, der jetzt auch Bertl mit gespannter Aufmerksamkeit ansah, schneller.

„Ich bin ... im Kriege verletzt worden, mein Junge“, sagte er schnell, als fürchte er, den Faden zu verlieren. „Hier, sieh dir diese Narbe an, dort hat mich einmal ein Granatsplitter getroffen, und der Herr Doktor will mich operieren.“

Bertl nickte furchtbar wichtig.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Ebbe und Flut

Erzählung von Werner Schumann

So spät ging Trina, des Fischers Bantje einzige Tochter, selten aus dem Haus. Immer tiefer tauchte Trina ein in die milchigen Wogen über den Weiden der Wesermarsch, bis ihr geflochtenes Haar von der Farbe reifen Weizens, ihre schlanke, kräftige Gestalt völlig darin untergegangen war.

Ein Mädchen aber, das überraschend vor Schicksalsfragen steht und sich windet in Stürmen des Zweifels, achtet nicht der Unbill des Wetters. Und Angst war in Trinas Familie, deren Ahnen in Gefahren erprobt waren, unbekannt. Im laubarmen Geäst wild ausschauender Eichen brauste der Nachtwind. Manchmal vermeinte sie in der Ferne Lichter aufblinken zu sehen, auch Stimmen zu hören, die ihnen zu befehlen schienen. Aber sie war in der Verfassung eines Menschen, der zur Not mit den Augen wahrnimmt, während Herz und Verstand andere Pfade gehen. Trina überlegte auswegslos immer von neuem die Ereignisse der vergangenen Woche, dachte zornig an den heftigen Streit mit Hein, ihrem Verlobten, der sie beschimpft und ihr gedroht hatte, weil sie mit Wilhelm zum Tanz gegangen war — dachte traurig und zärtlich an Wilhelm, den Freund der Jugend, der aus Irland heimgekommen in ihr kleines Fischerdorf, um sie an ein Versprechen zu erinnern ...

Fünfzehn Jahre war sie gewesen, ein Schulmädchen noch, als sie dem jungen Matrosen, bevor er die lange Schiffsreise antrat, versprach, zu warten, bis er wieder im Lande wäre und sie freite. Das war ein großes Wort eines kleinen Mädchens gewesen, aber dem Seemann hatte es sich wie ein Anker auf den Grund der Seele gesenkt, der ihn hielt in jeglichen Stürmen. Im Geiste schritten sie neben ihr: der ansehnliche Wilhelm mit dem immer roten, gutmütigen Gesicht und der kleinere, ernstere Hein, stahlgrau und schweigsam, wie die meisten Männer dieses Landes. Und sie lauschte auf beider Bewegungen und Worte, vermied es aber, sie anzublicken. Trina befand sich in ungewohnter Erregung. Feucht drang der Nebel in ihre groben Kleider. Im Wirrwarr der Gefühle sagte sie einmal wie zu einem unsichtbaren Schiedsrichter: „So wahr ich hier atme, ich liebe euch beide, ja, ich liebe euch, dich, Hein, und auch dich, Wilhelm!“ Die langsam wandernden zitternden Lichter waren noch immer da, auch die rätselhaften Stimmen und die Nebelhörner der Flußdampfer. Sonst hätte es sie nicht gehalten; aber sie ging, als geleite sie jemand, heim und suchte überm Schlaf das Vergessen.

Nach einiger Zeit — sie hätte nicht zu sagen gewußt, ob es Minuten oder Stunden waren — dröhnte eine Faust gegen die Tür. Ihr Name wurde gerufen. Der Vater war noch nicht zurück, stellte sie fest, erschrocken, daß ihm etwas zugestoßen sein könne. Und behend schlüpfte sie in ihre Sachen, während auf den Fliesen draußen der schlurfende Gang von Fischerstiefeln zu hören war.

„Redet, Mann! Ist es mein Vater?“

„Nein, Trina. Der nicht ...“

„Wer also? So spannt mich doch nicht auf die Folter! Ach, jetzt erkenn ich euch, Vater Lüttjehann.“

Der alte Mann war außer Atem, als er die Dirn bat, stark zu bleiben. „Es ist Hein, Trine Bantje. Ein Dänendampfer hat seinen Leichter gerammt im Nebel. Sie haben schon den Fluß abgesucht nach Toten. Aber Hein lebt! Er liegt eingeschlossen im Wrack draußen. Mein Junge hat den Leichter ins Schlepp genommen.“

Hand in Hand eilten sie über die feuchten Wiesen. Noch wären es ja drei Stunden bis zur Flut, ließ sich das Mädchen im Laufen berichten, in dieser Frist müßten sie's schaffen und den Erfrierenden bergen. Darum arbeiteten sie draußen wie die Irrsinnigen.

Alles war wieder da, was sie vorhin verwirrt wahrgenommen: die wandelnden Lichter der Laternen, die Blausfeuer, die „Hilfe!“ in die undurchdringliche Nacht funkten. Es geschah ihr alles wie im Traum. Trina stand oben auf dem Deich und starrte auf das schwarze, reglose Ungetüm am Strand, das die Heckseite wie ein sterbendes Walroß aus dem Wasser hob. Männer in Oelmänteln und langschäftigen Stiefeln, Laternen in den Fäusten, schrien einander kurze, unverständliche Worte zu. Sie hörte dumpfe Schläge, das Summen von Sägen und das splitternde Geräusch der Meißel, die die Zänmer in den Schiffsboden trieben. Von den Händen der hitzig Arbeitenden tropfte Blut. Keiner sah auf zu Trine, und doch kannten sie alle. Ueber das strömende Wasser wirbelten die hellen Glockensignale der Kutter. Und ununterbrochen erbrach der vom Zusammenstoß aufgeschlitzte Rumpf etwas Weißes, dick und zäh Rinnendes: Fett, ahnte Trina in ihrer Benommenheit. „Laßt mich zu ihm!“ schrie sie endlich, „ich will ihn sprechen!“

Nun stand sie, das rhythr ische Brausen des Rettungswerks im Ohr, am Spalt des Steckschwerts, wohin Lüttjehann ihr den Weg durch die Mauer der Männer gebahnt hatte. Wenn er den Mund auftut, dachte sie, müßte ich ihn doch hören bis hier herauf, den Hein. Armer Junge, armer Junge, nun hat dich die Tiefe, das Dunkle, liegst da lebendig begraben! Hast mich beschimpft und nur wild gedroht; ich will's vergessen! Trine roch Blut, Schweiß und Oel. Jemand stieß sie grob beiseite und fluchte dabei.

Da wölbte sie die Hände um die zuckenden Lippen und rief mit dunkel verschleierter Stimme hinunter: „Hein, Hein ...!“ Und als alles still blieb, wieder in einer Pause zwischen den Hammerschlägen:

„Hein, Hein ...“

„Trina!“ glaubte sie zu hören.

„Halte aus, Hein, sie werden dich retten! Sie arbeiten wie wild. Halte aus, Lieber!“

„Nicht lange mehr“, drang es schwer herauf und gepreßt, „ich friere. Trina, mein Herz ...“

„Bewege dich, Hein, du mußt dich zu bewegen versuchen in deinem Loch, schlag die Fäuste um den Leib! Das Wasser fällt — noch eine gute Stunde.“

Das Quadrat, das die Meißel in den Schiffsboden tiefer und tiefer zeichnete, war rot gefleckt. Doch niemand achtete der Verletzungen, niemand spürte den geringsten Schmerz. Die kleine Schar war verschmolzen zu einem vielhändigen Wesen, das sich dröhnend und ächzend in die Tiefe bohrte. So hatte Trina die Fischer noch nicht gesehen.

„Denke an mich, Hein!“ versuchte sie den Gefangenen wachzuhalten, daß er sich zur Wehr setze mit der letzten Kraft gegen die langsame Erstarrung, „und es soll gewiß alles vergessen sein, alles, du Lieber!“